



FORUM KULTUR UND ÖKONOMIE
FORUM CULTURE ET ÉCONOMIE
18./19. März in Luzern

Sperrfrist bis 18.3.2010, 15.30 Uhr
Es gilt das gesprochene Wort

Adrienne Goehler

Künstler prägen die gesellschaftliche und ökonomische Realität von morgen

Adrienne Goehler | Luzern, März 2010

Meine Bewunderung vorneweg. Ich finde es beeindruckend, dass sich schon seit Jahren alle wesentlichen Player der öffentlichen wie privaten Schweizer Kulturförderung versammeln und mit ihnen eine kräftige Summe an Geld, mit der sich viel Grundsätzliches bewegen lässt.

In Deutschland wäre ein solches Treffen eher unwahrscheinlich oder aber ein Treffen sich eifersüchtig von einander abgrenzender Funktionäre.

Das in der Schweiz das Zusammendenken und Neue Wege beschreiten offenbar keine Verschluss-sache gegen die Konkurrenz ist, sondern ein seit Jahren beackertes offenes Feld, macht viel Lust Sie in Ihren Wirkungsmöglichkeiten herauszufordern.

Beim Durchblättern Ihrer Forums-Geschichte seit 2001 fällt auf, dass Sie Vieles, Aktuelles wie Überdauerndes thematisiert haben. Sie haben sich fortwährend in Beziehung gesetzt zu Politik und Wirtschaft, nur fehlt eigenartigerweise die Gesellschaft, bzw. die gesellschaftliche Relevanz des künstlerischen Tuns. Das verwundert angesichts der Verwerfungen, die wir fast auf jedem Gebiet des Lebens und Arbeitens ebenso wie in Politik und Wirtschaft beobachten können und der damit einhergehenden tiefgehenden Ratlosigkeit.

Denn der kurze Hype, den Kunst und Kultur vor allem im Verbund mit Hochglanz-, Leuchtturm-, Innovations- und Standort-Rhetorik erfahren haben, der Hype, der jeden mediokren Politiker dazu nötigte in seine copy | paste Reden den Segen der Künste, des Kreativen, der 'Creative City' und der Kulturwirtschaft aufzunehmen, ist seit dem Crash der Lehmann Brothers ja bedeutend abgeschwächt, wenn nicht gar vorbei. Statt in Ideen zu investieren, für die Kulturberufe ja vor allem stehen, also in neue Arbeitsplätze, kehren viele Regierungen Europas mit ihrem Konjunktur- oder Wachstumsbeschleunigungsprogrammen zur Betonpolitik zurück: Beton für die Strassen, Beton für die Wissenschaft, Beton für die Bildung.

Die Politik - naturgemäß spreche ich wegen konkreter Beobachtung, Erfahrung und Leiden an ihr, vor allem über deutsche Politik - scheint aus dem epochalen Wandel der mit dem Zusammenbruch der Finanzsysteme einhergeht, nichts zu lernen. Sie setzt unverändert auf die Stützung von Arbeitsplätzen der alten Wirtschaftsordnung, also auf Auto- und Bauindustrie, die seit Jahren schon weniger Arbeit und Wertschöpfung erzielt als der Kultur- und der Energiesektor. Die Konjunkturprogramme ignorieren also selbst diese harten ökonomischen Fakten.

Die Unsicherheit im Allgemeinen, die im Kulturbetrieb im Speziellen, steigt spürbar, denn die Stärkung des Künstlerischen kommt nicht in den Regierungsprogrammen vor, weil diese Arbeit nicht Wahlen entscheidend ist. Denn ProduzentInnen von Kunst tauchen als FreiberuflerInnen in der Regel nicht in den Erwerbslosenstatistiken auf.

Gleichzeitig wiegt schwer, dass KünstlerInnen von ihren wichtigen Geldgeberinnen der Kultur, den Stiftungen, fast überall die gleiche Antwort erhalten: Wir haben Geld verloren, wir müssen unsere Struktur überdenken, wir können keine neuen Projekte fördern, wir wissen nicht, wie unsere Zukunft aussieht. Dieselbe Erfahrung macht man mit den Giganten unter den Sponsoren in der Wirtschaft. Sie stoßen selbst höchste Leuchttürme ab, wie die Kunstbiennale in Venedig oder Opernproduktionen. Auf die Unterstützung der kulturellen Bildung, Förderung von öffentlichen Bücherhallen oder der künstlerischen Arbeit mit MigrantInnen muss man da gar nicht erst hoffen.

Wenn wir also die nächsten beiden Tage auf der Suche nach dem Glück sind, das die Kunst verströmt__ verströmen soll__ verströmen können soll, dann tun wir dies im Nachbeben des Weltfinanz-Desasters, das tiefe Erschütterungen für Glaubensgrundsätze aller Art mit sich führt. Vielleicht auch für die Ihrer eigenen Förderpraxis.

Erschüttert ist auch der Glauben an Spezialisten. Nachdem wir verstanden haben, dass wir die Schulen nicht der Schulbürokratie, die Arbeit nicht dem Arbeitsmarkt und spätestens seit Kopenhagen, die Umwelt nicht Politik, Industrie und Verbänden überlassen können, haben wir auch verstehen müssen, das Geld bei Geldspezialisten nicht gut aufgehoben ist.

Ob die Kunst letzteres zum Besseren wenden kann, gar glücklich macht, bezweifle ich. Ausgenommen natürlich die 'Happy Few', für die es ohne Zweifel Glück bedeutet, vor der Aufdeckung des Steuergeheimnisses und nach der Erfahrung fauler Papiere in die Werte der klassischen Moderne flüchten zu können. !!Giacometti, der schreitende Mann!! Dieses Glück sei allen Beteiligten gegönnt.

Wo aber Identitäten, Identifikationen und Selbstverständnisse auf allen Ebenen zu bröseln scheinen, liegt das Glück der Kunst vielleicht weniger in ihrem Wert als Handelsware, als darin, dass sie »Handlungskonzepte« produziert, wie der Kunstpublizist Paolo Bianchi sagt, und Handlungsfelder eröffnet, durch Interventionen im öffentlichen, sozialpolitischen, ökologisch gefährdeten Raum. Auf diese Weise durchkreuzt sie das klassische Spezialistentum und erweitert zugleich ihren gesellschaftlichen Resonanzraum.

Exkurs: Wir leben in einer Zeit des umfassenden gesellschaftlichen Übergangs, in einer Zeit des **nicht mehr und noch nicht**. Die Hoffnung auf »mehr, besser, schneller« ist *nicht mehr*. Eine Rückkehr zu Zeiten der Vollbeschäftigung wird es in Deutschland, wie in allen Hochpreisländern, **nicht mehr** geben, was an ihre Stelle treten soll, damit »der Mensch ein Mensch ist, bitte sehr«, ist **noch nicht** Gegenstand breiten öffentlichen Nachdenkens.

Der amerikanische Zukunftsforscher John Naisbitt hat die gegenwärtige Zeit als die zwischen zwei Klammern bezeichnet: **Noch nicht** zurückgelassen sei die Vergangenheit, die zentralisierte, industrialisierte, in sich abgeschlossene alte Welt, die auf Institutionen, Nationalstaaten, starren Hierarchien, ökonomischen Kurzzeitlösungen und ökologischer Ignoranz aufgebaut war. Gleichzeitig nähmen wir die Zukunft **noch nicht** an. »Wir halten noch an der bekannten Vergangenheit fest, aus Angst vor der unbekanntem Zukunft. Aber die unsichere Gegenwart stellt die Frage nach der a-zentrischen Existenz, die sich ihre Mittelpunkte erst noch schaffen muss, wie der Historiker Timothy Garton Ash feststellt.

Wir leben in Zwischenzeiten: einerseits politische Großlösungen, die hilflos auf den unaufhaltsamen Verlust klassischer Erwerbsarbeit reagieren, andererseits eine erhebliche Zunahme von Arbeitsplätzen im kreativen Bereich, im Non-Profit-Sektor und in den Nicht-regierungsorganisationen, so dass wir gleichzeitig von einer ökonomischen und sozialen Basis einer Gesellschaft sprechen können, die mehr und anderes sucht als die Verwaltung ihres Mangels. Die mehr will als zu überleben.

Aber noch fehlt ein gesamtgesellschaftliches Nachdenken darüber, wie sich Lernen und Arbeit neu organisieren lassen, wie Erfahrungen, Wissen und Vermögen von Menschen einbezogen werden können, die aus unterschiedlichsten Gründen aus der Erwerbsarbeit heraus gefallen oder in diesen erst gar nicht hineingekommen sind. und hierbei interessiert mich vor allem der Kunst als Potentialis.

Auch hier leben wir in einem Zwischenraum: Wir werden **nicht mehr** genügend vom Vater, vom Staat versorgt, und können *noch nicht* andere – eigene – Wege beschreiten, weil **noch** die Voraussetzungen für soziale Konstruktionen fehlen, die Hybride zwischen Fürsorge und Selbstorganisation erzeugen könnten.

Einerseits sind die Menschen aus herkömmlichen Bindungen freigesetzt, andererseits fehlt ihnen für das Leben in radikal offenen Kontexten *noch* die Erfahrung. So kommt es zu experimentellen Selbstverhältnissen, die kurzatmige, aber kulturell relevante Lebensstrategien hervortreiben.“ (Dietmar Kamper).

Wenn alles darauf hinweist, dass eine Gesellschaft, deren Selbstverständnis auf Erwerbsarbeit beruht unter globalisierten Bedingungen nicht mehr tragfähig ist, stellt sich die Frage nach einer anderen – verflüssigten - Ökonomie und damit verbunden einem erweiterten Verständnis von Arbeit.

Die Entwürfe der Industrie-, Dienstleistungs- und Arbeitsgesellschaft tragen **nicht mehr**, aber der politische Diskurs lässt **noch nicht** erkennen, dass Arbeit umfassender definiert werden würde, etwa im Sinne einer schöpferischen Tätigkeit. Und genau an dieser Stelle, sehe ich ihre Institutionen herausgefordert. Denn unrettbar verloren ist die unselbstständige Arbeit, nicht aber die selbsttätige Gestaltung, die Arbeit im Sinne von Selbstverwirklichung oder der Schaffung eines Werks. Um mit André Gorz zu sprechen: Die Arbeit im Sinne von *poiesis* ist die relevante zukünftige Form der Arbeit, obwohl auch sie zu keiner Vollerwerbstätigkeit mehr führen kann.

Für dieses **Nicht-Mehr-Noch-Nicht**, das man auch mit Zygmunt Baumann, als die radikal offenen Kontexte der "flüssigen Moderne" nennen könnte, sind künstlerische Strategien besser gewappnet, wenn wir gesellschaftlich auf das setzen, was, mit den Worten von Hannah Arendt, den Menschen auszeichnet: Die Fähigkeit immer wieder anfangen, experimentieren, ausprobieren, verwerfen zu können. Und dies genau sind die elementaren Arbeits- und Denkweisen, die Künste und Wissenschaften motivieren und deren Ausweitung auf weitere gesellschaftliche Felder jetzt ansteht. Es geht um die Möglichkeiten der Kultur, hier genauer der Künste und der Wissenschaften, auch der Bildung, diese experimentellen Selbstverhältnisse __das Erfinden, Verwerfen, Umwege gehen, Neuzusammensetzen, Vorwegnehmen, der produktive Umgang mit dem Irrtum...__ für den gesellschaftlichen Gebrauch zu öffnen.

Hier liegt die noch eher unbeachtete Quelle für eine Kunst, die sich nicht mehr mit dem überkommenen Spannungsverhältnis Autonomie – Instrumentalisierung aufhält.

Im Zwischenraum des **Nicht-Mehr-Noch-Nicht** zu sein, bedeutet Ambivalenzen aushalten zu müssen. Darin sind KünstlerInnen geübter als andere, denn sie sind von Hause aus spezialisiert auf Übergänge, Zwischengewissheiten und Laboratorien und: Sie haben einen Erfahrungsvorsprung darin, Leben und Arbeit nicht nur eindimensional über den Erwerb zu denken, sondern andere (Selbst-) Beschäftigungsformen einzugehen und mit ihrer Zeit eigenständig umzugehen. Die Gesellschaft als Ganze ist aber noch nicht auf das Verschwinden der herkömmlichen Arbeit mit ihren vorgegebenen Rhythmen vorbereitet.

Und so erstaunt es nicht, dass künstlerische Praxis für die neue Form der Arbeit zu einer Art Rollenmodell wird: Eine Studie des Wissenschaftszentrum Berlin geht davon aus, dass sich die Arbeitsplätze der Zukunft stark an denen der Künstler und Publizistinnen orientieren werden:

"selbstbestimmter, kompetitiv, wechselhaft in Art und Umfang des Beschäftigungsverhältnisses, in stärkerem Maße projekt- und teamorientiert, zunehmend in Netzwerke und weniger in Betriebe integriert, mit vielfältigen und wechselnden Arbeitsaufgaben, schwankender Entlohnung oder Vergütung und kombiniert mit anderen

Einkommensquellen oder unbezahlter Eigenarbeit".

Sarkastisch gesprochen gilt: Die nicht verbeamtete oder angestellte Kunst und Wissenschaft bildet die Avantgarde der prekären Verhältnisse, sie hat darin einen unfreiwilligen Erfahrungsvorsprung. Sie sind die Avantgarde der unsicheren Projekt-Biografien.

Und ich frage mich, ob eine Gesellschaft, die außer dem Rohstoff Kreativität keine anderen unver-siegbaren Ressourcen, Bodenschätze hat, auf das Vermögen der Künste und Wissenschaft verzichten kann und es sich leisten, sie überwiegend prekär zu halten? Und was machen wir mit dem Wissen, dass die große Gegenspielerin der Kreativität die Existenzangst ist?

Hier ein **Merkzeichen** für die Diskussion: Was könnte das für Ihre Förderpolitik bedeuten? Nach meiner eigenen Erfahrung als Kuratorin des Hauptstadtkulturfonds: Wie dem Verschleiß künstlerischer Produktivität entgegenwirken, die das beschleunigte Projektantragwesen aus ökonomischen Gründen mit sich bringt? Künstlerisch wirkt sich das teils verheerend aus, weil die einzelne Arbeit zu wenig reifen kann und das immer neue Projekt, das sich Jagen von Uraufführungen ohne Nachhall ist gegen jeden Nachhaltigkeitsgedanken gerichtet.

Zurück zur Krise des Spezialistentums:

Kunst macht glücklich. Kunst kann SchülerInnen glücklicher machen. Unser Schulsystem ist durch die Addition der Künste an unveränderte Strukturen nicht reformierbar, aber die Künste haben das Potential, zu seiner radikalen Veränderung beizutragen.

PISA hat dem Letzten offenbart, dass Schule strukturell sinnen- und körperverachtend ist genauso wie sie segregiert und mehr mit Bismarck, Katheder und an Bulimie erinnernde Wissensverabreichung zu tun hat als mit Pestalozzi und Humboldt. Sie denkt hierarchisch, in Exceltabellen statt in Zusammenhängen und Gleichgewichten, sie vermittelt kein Orientierungswissen, sondern killt Zeit- und Rhythmusempfinden der Kids. Sie fordert den flexiblen Menschen, aber sie gibt ihnen dafür kein Rüstzeug in die Hand. Der Zeitmaßstab kommt nicht aus den Gegenständen von Forschung und Lehre, sondern wird in 45-Minuten-Wissensdosis portioniert. So verschwinden die Möglichkeiten, Spannungsbögen wahrzunehmen, gar sie zu erzeugen.

Theater geht nur, wenn die, die zusammen auf, vor und hinter der Bühne stehen, miteinander kommunizieren. Gute Kunstwerke tun das auch.

Das muss Schule auch können: Wahrnehmungsfähigkeit und selbstständige Urteilsfähigkeit fördern. Die Fähigkeit zur kreativen Veränderung von Einzelnen und Gruppen ist eine der zentralen Überlebensforderungen unserer Zeit, denn vorfabriziertes, gelerntes Wissen ist vergangenheitsorientiert. Deshalb können wir Schulen nicht den SchulexpertInnen überlassen. Sie unterliegen Ihr Denken, wie das der Hochschulen seit Bologna auch, dem überkommenen Prinzip des Industrialismus:

Bologna "steht für Maschinendenken, für die Vorstellung, dass das, was mit einer Maschine geht, auch im Kopf klappen muss. Das ist die letzte große Schlacht des Industrialismus: Bildung als Ganzes industrialisiert, genormt, standardisiert. Da haben wir die Modularisierung von Studien, die dem Muster funktional differenzierter Fertigungshallen gehorchen. Die Einführung der so genannten ECTS-Punkte (European Credit Transfer and Accumulation System), die die Leistung eines Studenten messen sollen. Eine Norm, die bis ins Detail von Industrienormen abgeleitet wird. Nichts stört so sehr, wie die individuelle Abweichung. Das ist

klassisches Maschinendenken.“ (Konrad Paul Liessmann, Philosoph, Essayist, Literaturkritiker und Kulturpublizist, Österreich)

(Übrigens hat der absurd frühe Schulbeginn am Morgen genau darin seine Ursache: Er ist am Industriearbeiter orientiert.

Wir brauchen neben anderen Strukturen vor allem den Einzug anderer Biografien und Lebensmodelle in die Schule, wir brauchen dort den Tanz, wir brauchen Stadtraumerfahrung. Wir brauchen andere Methoden, künstlerische Methoden, denn das Erkunden des Körpers und seiner Möglichkeiten im Raum, sind nicht an Sprache gebunden. Sprache ist aber genau das Segregationsinstrument, das über Entwicklungen bestimmt. Dagegen brauchen wir empfindende, wahrnehmende, gestaltende Bildung, einer Bildung, die Kinder und Jugendlichen zu dem befähigt, was von Ihnen künftig im Übermaß gefordert wird : Schöpferischer Umgang mit einem Verlust an herkömmlichen Strukturen, die das Finden und Erfinden neuer Lebens- und Arbeitstätigkeiten einschließt. Auch für die ProduzentInnen von Kunst.

Hier könnte "Kunst macht glücklich" heißen, dass die Kids künstlerische Werkzeuge und Strategien an die Hand kriegen, die nicht aus dem Pädagogischen kommen, sondern ganz im Sinne Voltaires wirken:

Erkläre es mir – ich werde es vergessen.
Zeige es mir – ich werde es vielleicht behalten.
Lass es mich tun – ich werde es können.

"Lass es mich tun, ich werde es können" könnte auch die Überschrift der folgenden, beispielhaften Interventionen sein, die ich kurz skizzieren will:

- Peter Arlt, Linz, Stadtsoziologe und Künstler: Arbeit in einer Migrantensiedlung
- Gudrun Widlok, Konzeptkünstlerin Berlin, Vertauschung von Mangel und Überfluß
- Stadttheater Moers, Arbeit mit Alzheimer-PatientInnen
- Creating belonging, ZHdK, cultural studies. Ein Versuch mit den Mitteln des Theaters und der Szenografie, durch Spiel und Raum mit MigrantInnen der eigenen Herkunft und der Verortung in der Fremde nachzuspüren.

Solche Beispiele können mit Foucault als kleine Heterotopien verstanden werden. Sie reagieren auf einen gefühlten Mangel, sie folgen einem Impuls, aus dem Bestehenden auszubrechen, aus den Momenten von Unter- und Überforderungen, die normierte, verfestigte Verhältnisse mit sich bringen. Sie alle sind auf ein Überschreiten angelegt und empfehlen sich zur Annäherung, Anwendung, Vervielfachung.

Es sind individuelle Modelle aus den Methoden- und Wahrnehmungsmöglichkeiten der Künste, haben eine klare AutorInnenschaft, und zielen auf ein erweitertes Verständnis künstlerischer Arbeit, eben auf Handlungskonzepte. Jochen Gerz sagt dazu: Kunst und Kultur können nur wirklich werden, wenn sie Mittel der Verwirklichung werden.

Kunst macht glücklich, wenn sie den gesellschaftlichen Resonanzraum erweitern kann, weil wir ihr zutrauen durch Ihre Methoden zur Veränderung beitragen können. Wenn wir sie ausschwärmen und neue Verbindungen eingehen lassen, die **noch nicht** in die Mitte der Gesellschaft vorgedrungen sind. Kunst macht glücklich, wenn wir sie ermutigen neue Wege zu gehen.

Aber es wird auch eines deutlich: Um dem wachsenden Resonanzraum der Kunst zu entsprechen brauchen wir **neue gesellschaftliche Allianzen**, die Finanzierung dieses erweiterten Handlungsraumes ist nicht nur aus den Töpfen der Kultur zu schaffen. Das wäre auch der falsche Weg.

Im Falle des Alzheimer-Stücks ist die Allianz mit der Krankenkasse klar. Die müsste auch greifen, bei dem sich grassierend ausbreitenden Problem der Jugenddiabetes.

Tanzunterricht an den Schulen ist die beste Prophylaxe und erspart außerdem immense Kosten. Peter Arlts künstlerisch-soziologische Intervention, die man als Dienstleistung verstehen kann, wäre nicht aus Mitteln der Kunst zu finanzieren, sondern aus den Etats der Jugend- und Migrationsstellen.

Das müsste zumindest anteilsweise auch für das Züricher Projekt gelten.

Weil aber die einzelnen Künstlerinnen überfordert sind durch den Antragsdschungel durchzukommen, sind Institutionen wie die Ihren gefordert, neue Allianzen einzugehen. Pathetisch gesprochen: Neue Allianzen für eine bessere Welt.

Rasheed Araeen, Herausgeber des englischen Magazins "Kunst und Kultur" hat die Zeiten, in denen sich die Kunst im Erregungsdreieck Autonomie – Affirmation -- Instrumentalisierung bewegt, als dem institutionellen Denken des 20. Jahrhunderts verhaftet charakterisiert. Also passé. Jetzt müsse es um Erweiterung des künstlerischen Handelns gehen. In "Ecoaesthetics. A Manifesto for the Twenty-First Century", fordert er: Nur wenn die Menschen in die Lage versetzt werden ihr eigenes kreatives Potential zu nutzen, das durch künstlerische Vorstellungskraft weiterentwickelt werden kann, kann sich etwas ändern. Kunst kann und sollte nicht nur ästhetisch produktiv und affirmativ sein, sondern auch allen Lebensformen auf unserem Planeten förderlich.

Auf solche Überlegungen gestützt, leite ich meinen letzten Punkt der Kritik des Bestehenden ein und verbinde sie mit einem Modell, für das ich gerne Ihre Herzen, ihre Köpfe und ein wenig Ihrer Finanzen gewinnen würde, um erweiterte – supranationale Kooperationsformen eingehen zu können.

Wir können die nachhaltige Entwicklung unserer existentiellen Lebensgrundlagen nicht mehr den SpezialistInnen überlassen.

Wir brauchen Visionen eines zukunftsfähigen Lebens, die sich mit Sinn [lichkeit], Lust und Leidenschaft des eigenen Handelns verbinden und die kulturelle und ästhetische Dimension der Nachhaltigkeit ins Sinnenbewusstsein rücken, um so der beobachtbaren begrifflichen Vernutzung des so existentiell wichtigen Themas durch die Politik entgegen zu wirken. Es muss uns bewusst werden, dass Nachhaltigkeit | Zukunftsfähigkeit, die sich als gestaltend versteht,

nicht ohne die Künste und Wissenschaften auskommt, und ihrem Denken in Übergängen, Provisorien, Modellen und Projekten.

Künstlerische Fragestellungen und Handlungskonzepte zielen zunehmend auf die vielschichtigen Handlungsfelder der Nachhaltigkeit und brauchen dafür einen Entwicklungsraum, in dem sich die multiplen Verknüpfungen des vorhandenen Reichtums an Wissen und Erfahrung in den Künsten und Wissenschaften erst wirklich entfalten können und gleichzeitig die Idee, dass jede/r Einzelne daran Anteil haben kann. Dazu könnten Sie mit Ihren beachtlichen Fördersummen Gewaltiges beitragen.

Nachhaltigkeit braucht Wahrnehmungserweiterung, in denen sich die Grenzen zwischen Kunst, Aktivismus und Erfindungen auflösen und sich die Erfahrungen und Arbeitsweisen von Umweltinitiativen mit künstlerischen Herangehensweisen verbinden.

Und genau hier sehe ich das Feld Sie in Ihren wirklich großen Wirkungsmöglichkeiten für eine neue inhaltliche Setzung herauszufordern, mit der sie neue Allianzen ermutigen könnten für unabweisbare globale gesellschaftliche Fragen.

Wir brauchen **einen gemeinsamen Fonds für Ästhetik und Nachhaltigkeit**.

Zeitlich befristet. Nicht für die Ewigkeit. Mit dem Fonds soll die ästhetische Dimension von Nachhaltigkeit in (Pilot) Projekten, Ideen, Handlungsanleitungen und Initiativen von KünstlerInnen, WissenschaftlerInnen und ErfinderInnen erfahrbar gemacht werden und darüber hinaus künstlerische Projekte auf diesen Feldern zu ermutigen.

Solch ein Fonds, der auch geografisch grenzüberschreitend sein sollte, wäre eine wichtige Voraussetzung für das fortgesetzte Erkunden der bisher vernachlässigten Dimension des Kulturellen hin zu einer ästhetischen Praxis der Nachhaltigkeit.

Was ist das **Geheimnis der Kunst**? fragen Sie in ihrer Einladung. Eine Antwort könnte sein: Sie kann mehr. Auch mehr als glücklich machen. Wenn Künste ihren eigenen Raum ins gesellschaftlich Relevante erweitern, beanspruchen sie damit auch noch Wirksamkeit. Und das ist bitter notwendig.

PS: Als ich das Manuskript für die Konferenz abgefasst habe, war ich mir nicht im Klaren über die ökonomische und strategische Potenz, die das Forum Kultur und Ökonomie faktisch hat. Umso mehr drängt sich mir als Außenstehende die Frage

auf, ob ein exemplarisches Zusammenspiel zwischen Ihnen für einen zeitlich befristeten Fonds Ästhetik & Nachhaltigkeit diese Potenz nicht weithin sichtbar machen könnte und andere Institutionen über die Schweiz hinaus ermutigen würden.

© Adrienne Goehler